

Ein zerrissenes Land

In Ungarn liegen manchmal nur wenige Meter zwischen pittoresken Weinschänken und den Dörfern armer Roma. Es sind die Gewinner und Verlierer der Wende: Nun verspricht die Regierung Besserung, doch das wird lange dauern

Von Paul Katzenberger

Budapest/Villány – In dieser Personalfra-
ge hat die Katholische Kirche richtig ge-
legen: Pfarrer József Lankó ist als Seelsor-
ger für das Roma-Dorf Alsószentmárton
(Untersanktmartin) im äußersten Süd-
westen Ungarns eine gute Besetzung.
Schon auf den ersten Blick ist zu erken-
nen, dass er die Prinzipien des Namenspa-
trons des Dorfes zur eigenen Lebensmaxi-
me erklärt hat. Wie der heilige Martin,
der im vierten Jahrhundert nach Chris-
tus als asketischer Bischof von Tours in
Holzhütten vor der Stadtmauer wohnte,
lebt Lankó in bescheidenen Verhältnissen.
Von seiner kleinen Kirche rieselt außen
der Putz herab, innen wirkt das Pfarr-
haus provisorisch. Die Kerzenständer ra-
gen schief vom Altar empor, in der Sakris-
tei stapeln sich neben Hostien und Mess-
wein Kartons mit Not-Rationen an Boh-
nen und Makkaroni.

Doch Lankó wirkt vergnügt. „Ich bin
Zigeuner unter Priestern und Priester un-
ter Zigeunern“, sagt er und strahlt übers
ganze Gesicht.
Alle Bewohner des Ortes sind bettel-
arm. Um zu helfen, kam Lankó vor 30
Jahren in das Dorf – als einziger Ungar
unter 1200 Roma, die hier leben. Anfangs
musste der Neuling um Anerkennung
kämpfen, heute ist der leutselige Geistliche
in die Dorfgemeinschaft eingebunden.
Dass ihm die Integration gelingt, ist
liegt vor allem an seiner Berufsauffas-
sung. Von Gott spricht er als seinem Vor-
gesetzten: „Wir als Kirche haben von un-
serem Chef nicht nur die Pflicht aufer-
legt bekommen, das Evangelium zu ver-
künden, sondern auch zu helfen.“ An-
packen kommt vor predigen bei Lankó, der
oft zum umsetzlichen Helfer wird:
„Wenn im Winter das Essen knapp wird,
stehe ich schon mal in meiner kleinen Kü-
che und koche für 90 Leute.“



Das Dorf Alsószentmárton im äußersten Südwesten von Ungarn (oben): Hier leben fast ausschließlich Roma. Der Pfarrer József Lankó (unten rechts) arbeitet als Seelsorger, hilft, so gut er kann – und stellt sich, wenn das Essen knapp wird, auch schon mal selbst in die Küche. Nur wenige Kilometer entfernt, nahe der Stadt Villány, betreibt der Winzer József Bock (unten links) ein kleines Weingut sowie ein florierendes Restaurant und eine edle Pension – und hat es zu landesweitem Ruhm gebracht. Fotos: pak

Töpfeflicker und Korbflechter, klassische Roma-Berufe, sind nicht mehr gefragt.

Der 55-Jährige ficht einen beinahe aus-
sichtslosen Kampf. Waren die Probleme
bei seinem Dienstantritt 1980 schon
groß, so sind sie heute schmerzlicher.
Alsószentmárton – wo ursprünglich
auch Kroaten, Ungarn und Banatschwa-
ben wohnten – ist seit den siebziger Jah-
ren ein Roma-Ort. Nachdem die kommuni-
stische Staatsführung die Kollektivie-
rung der Landwirtschaft verordnet hat-
te, gaben viele der ungarischen, kroati-
schen und banatschwäbischen Kleinbau-
ern ihre Höfe auf und verdingten sich in
in den umliegenden Städten. Die Roma
blieben. Ins Elend glitt die Volksgruppe
in Ungarn und in anderen mittel- und
südosteuropäischen Ländern jedoch erst
1989 ab, dem Zeitpunkt der politischen
Wende.

Sie konnten im gesellschaftlichen Um-
sturz am wenigsten mithalten. Ihre staat-
lich garantierten Arbeitsplätze ver-
schwanden, weil viele Unternehmen plei-
tegingen. Und dort, wo neue Firmen ent-
standen, waren nur noch Ungarn gefragt,
die schlecht ausgebildeten Roma hinge-
gen nicht. Ihre klassischen Berufe als
Töpfeflicker, Korbflechter, Schmied
oder Kräutersammler waren in der neu-
en Zeit noch weniger gefragt als zuvor.
Allein die Musiker-Künste der Roma
wurden noch geschätzt.

Das hatte Auswirkungen auf die Sozials-
struktur der vielen Dörfer Ungarns, in
denen nur Roma lebten. Die Arbeitslosen-
quote schnellte teilweise auf über 90 Pro-
zent. Vor allem die Männer, die einst das
Geld nach Haus gebracht hatten, wurden
jetzt für ihre Familien zur Belastung.
„Früher bedeuteten die Männer Sicher-
heit, heute nehmen sie ihren Familien et-
was weg“, beschreibt Pfarrer Lankó das
Dilemma. Die Folgen: Armut, Alkoholis-
mus, Kriminalität und der vollkommene
Rückzug in die Roma-Welt. Dabei ist die



heile Welt gar nicht weit entfernt von Alsószentmárton.

Nichts deutet im 20 Kilometer entfernten
Weinort Villány auf das Elend der Roma
hin. Mit seinen pittoresken Kellergas-
sen und Buschenschenken eignet sich der
Ausflugsort im Verwaltungsbezirk Bar-
anya (Branau) als Vorlage für die Hoch-
glanzverpackten des ungarischen Frem-
denverkehrsamtes. Die „Stadt der Trau-
ben und Weine“, wie sie im Volksmund
genannt wird, ist für ihren Rotwein be-
kannt, von den 3500 Einwohnern leben
600 Winzer von ihrer Hände Arbeit – und
das nicht schlecht. Die deutsche Sprache
ist hier geläufig. Schließlich wohnen in
Wieland, so die deutsche Ortsbezeich-
nung, nach wie vor viele Banatschwaben.
Einer ihrer Nachfahren ist der Winzer
József Bock, dessen Cuvées aus Bor-
deaux-Reben in ganz Ungarn geschätzt
werden. Der 62-Jährige ist sichtlich
stolz, seinen blitzblanken Weinkeller vor-
zuführen, in dem etliche Spitzenweine in
neuen Barriques lagern. Die Fässer gel-
ten ihm als Beleg einer Erfolgsgeschich-
te: „Als ich anfang, mich intensiv mit
Trauben und Wein zu beschäftigen, hätte
ich niemals gedacht, dass es jemals ein
solcher wirtschaftlicher Erfolg werden
würde.“

Der Start in sein Leben als Weingärt-
ner war ihm alles andere als leicht ge-
macht worden. Zwar stammt Bock aus ei-
ner alten Winzerfamilie, doch seine Groß-
eltern hatten ihre Weinberge 1946 an den
kommunistischen Staat abtreten müs-
sen. Bock selbst lernte zunächst Schlos-
ser, bevor er 1981 das Mini-Gut über-
nahm, das sein Vater gut zwanzig Jahre
vorher vom Staat zurückgekauft hatte.
Der kommerzielle Durchbruch gelang
ihm erst nach der Wende. Heute produ-
ziert Bock jährlich 600 000 Flaschen
Wein, von denen viele deutlich teurer als
20 Euro sind. Neben seinen Weinbergen
gehört ihm ein gut besuchtes Restaurant
sowie eine Pension. József Bock hat es ge-
schafft, er ist heute einer der landesweit
bekanntesten Winzerstars aus Villány.
Für ihn war der Sturz des Kommunis-
mus ein Segen.

Anders als für die Roma.
Am wirtschaftlichen Erfolg der Branauer
Winzer haben sie nur wenig Anteil. Wäh-
rend der Weinlese ist ihre Arbeitskraft
zwar gefragt, doch die Winzer nutzen die
schlechte Lage der Roma häufig aus: Mehr
als 2500 bis 3000 Forint (neun bis elf Euro)
sind für einen zehn-Stunden-Tag meis-
tens nicht drin. Andere Verdienstmög-
lichkeiten gibt es für die Roma kaum.

Das Zementwerk im nahen Beremend
beschäftigt gerade einmal zwei der 1200
Einwohner von Alsószentmárton – vieles
läuft dort automatisch. Ungelernte sind
kaum noch gefragt. Den Roma bleibt häu-
fig nur die Sozialhilfe von monatlich un-
gerechnet 100 Euro pro Person und das
Kindergeld von 57 Euro pro Kind. Eine
fünfköpfige Familie muss im Monat also
oft mit weniger als 400 Euro auskommen.
Auch in Ungarn, wo viele Produkte nicht
mehr wesentlich billiger sind als in
Deutschland, ist das wenig Geld.

Von diesem kargen Leben hat Zoltán Jo-
vanovic genug. Der Roma lungert in Sik-
lónagyfalva herum, einem Nachbarort
von Alsószentmárton. „Wir wollen nicht
reich werden“, betont er. „Doch wir
möchten mit vollem Bauch ins Bett gehen
und die Kinder ordentlich einkleiden.
Wir träumen auch von Arbeit, weil das
gut für das Selbstbewusstsein ist. Wir
mühten nur das, was man ein normales
Leben nennt.“ Ungarn kann ihm eine sol-
che Existenz nicht bieten, der Familien-
vater von vier Kindern hat daher Konse-
quenzen gezogen – er will nur noch weg:
„Ich habe schon einen Arbeitsplatz auf ei-
ner englischen Hühnerfarm in Bolton.
Noch dieses Jahr fange ich dort an“, sagt
er voller Zuversicht.

Natürlich hat der 36-Jährige davon ge-
hört, das Roma aus Bulgarien und Rumä-
nien entgegen geltendes Recht aus Frank-
reich ausgewiesen wurden. Doch das irri-
tiert ihn nicht: „Dass wir unser Land ver-
lassen müssen, ist keine Schande der Roma.
Vielmehr sollten sich die Länder schä-
men, die ihren Landsleuten keine
Heimat mehr sein wollen.“

Das sind scharfe Worte gegen den un-
garischen Staat. Das lässt Zoltán Balog
nicht unberührt. Er weiß, dass sein
Land wegen der zu Jahresbeginn über-
nommenen Ratspräsidentschaft unter in-
ternationaler Beobachtung steht. Nach
dem Rechtsruck im Parlament im vergan-
genen Jahr und den Querelen um die Pres-
sereifreiheit wird Ungarn im Ausland miss-
trauisch beäugt. Und zudem hat sich das
Land einiges vorgenommen: In der Zeit
der EU-Ratspräsidentschaft will es die
Roma-Frage auf die europäische Agenda
setzen, schließlich geht es um die größte
Minderheit in der EU mit acht bis zehn
Millionen Menschen. Balog wirbt bei ei-
nem Abendessen am Budapest-Domau-
fer daher um Vertrauen. Er kommt ohne
Umschweife auf die Problematik zu spre-

chen: „1985 waren 85 Prozent der Roma-
Männer beschäftigt, 1993 waren es
nur noch 15 Prozent.“ József Lankó, der
gute Geist aus dem Roma-Dorf, hätte die
Lage kaum anders beschrieben.

Dass sich Sekretär Balog mit Skepsis
konfrontiert sieht, liegt zunächst am Phä-
nomen „Jobbik“. Die als rechtsextrem
geltende Partei, die bei der Europawahl
2009 und der ungarischen Parlaments-
wahl 2010 jeweils triumphierte, hetzt of-
fen gegen die Roma. Ihr Programmpunkt
„Zigeunerkriminalität“ bringt Stimmen.
Damit hat die Regierungspartei Fidesz
unter Premier Viktor Orbán zunächst
zwar nichts zu tun. Kritiker werfen dem
Fidesz allerdings vor, auf der Woge des
ethnischen Hasses mit zu reiten und die
Roma-Hetzer erst salonfähig gemacht zu
haben. Ein neues Gesetz zur schärferen
Abhandlung von Kleinstdiebstählen be-
trachten viele Roma zudem als Affront
gegen sich.

Balog bewegt sich daher in einem
schwierigen Umfeld. Seine Auffassun-
gen von der Roma-Problematik sind dif-
ferenzierter als es die aufgeheizte Debatte
über die Regierung Orbán suggeriert.
Einerseits hält der 52-Jährige die gesell-
schaftliche Integration von Roma nicht
für das vorrangige Ziel: „Wir leben nicht
für einander, sondern nebeneinander“,
erklärt er. „Ungarn hat noch kein Mul-
tiethnizität.“ Andererseits macht er sich
sogar Gedanken über eine Roma-Quote
für öffentliche Projekte, um die Vorurte-
le gegen Roma, die manchen als arbeits-
scheu und kleinkriminell gelten, aufzu-
brechen: „Ihre Frauengemeinschaft in
Deutschland war doch auch erfolgreich“, sagt er.

Die Winzer leben gut von ihrer Arbeit: Eine Flasche kostet mehr als 20 Euro.

Der Staatssekretär denkt in kleinen
Schritten. Dieser Pragmatismus mag den
gewaltigen Verwerfungen gegenüber
sein, denen das Land seit der Wende 1989
ausgesetzt war. An der Roma-Problema-
tik lassen sich diese Widersprüchlichkeiten
besonders gut studieren. Einerseits ist
Ungarn jenes Land, in dem sechs Roma
in den Jahren 2000 und 2009 unglück-
lich erschossen wurden. Andererseits gibt
es hier schon seit Jahren so viele Integri-
erungsprojekte für Roma wie nirgendwo
sonst in Europa. So versuchen etwa das
Gymnasium in Pécs oder die Schulen der
Kleinstadt Hódmezővásárhely den Bildungsrückstand der Roma auf-
zuholen.

Das Land muss Diskrepanzen bewälti-
gen. Und ökonomische Gegensätze:
Schien Ungarn nach einer ungenutzten
Redewendung als „lustige Baracke im
sozialistischen Lager“ gut für die
Marktwirtschaft gerüstet zu sein, so ist
von diesem Status nur noch wenig übrig:
Bei Arbeitslosigkeit, Durchschnittsgehäl-
tern oder Staatsverschuldung belegt das
Land mittlerweile einen hinteren Platz
unter den ehemaligen Ostblockstaaten
Europas. Korruption ist nach den Er-
kenntnissen von Transparency Internati-
onal verbreiteter als im afrikanischen
Botsuana. Ungarn ist heute ein gesell-
schaftlich zerrissenes Land. So wie wohl-
habende Winzer und bettelarme Roma
im Bezirk Baranya nur durch den kleinen
Szársomlyó-Berg voneinander abge-
schirmt werden, so trennt in Budapests
Problemmietel Josefstadt lediglich die
Orczy-Straße Wendegewinner und Wen-
dedevlierer. Hausen auf der westlichen
Seite der vierspürigen Verkehrsader die
Armen in verfallenden Mietkasernen, so
findet sich auf der östlichen Seite eine an-
dere Welt mit adretten Stadtvillen, um-
geben von gepflegten Grünflächen.

Viele der Josefstädter sind Roma.
Doch wer auf der falschen Seite der Or-
czy-Straße wohnt, muss nicht unbedingt
der Minderheit angehören. Nur
knapp zehn Prozent der zehn Millionen
Ungarn sind Roma, doch etwa dreißig
Prozent leben entweder unter oder am
Existenzminimum. Zoltán Balog besteht
darauf, „Staatssekretär für gesell-
schaftlichen Anschluss“ genannt zu wer-
den. Das klingt seiner Meinung nach bes-
ser.

Viktor Orbán wollte ihn „Roma-An-
schlussminister“ nennen, doch da protes-
tierte Balog: „Schließlich geht es hier
nicht nur um ein ethnisches Problem.“

Ein zerrissenes L

In Ungarn liegen manchmal nur wenige Meter zwischen pittoresken Weins
Es sind die Gewinner und Verlierer der Wende: Nun verspricht die Regierung

Von Paul Katzenberger

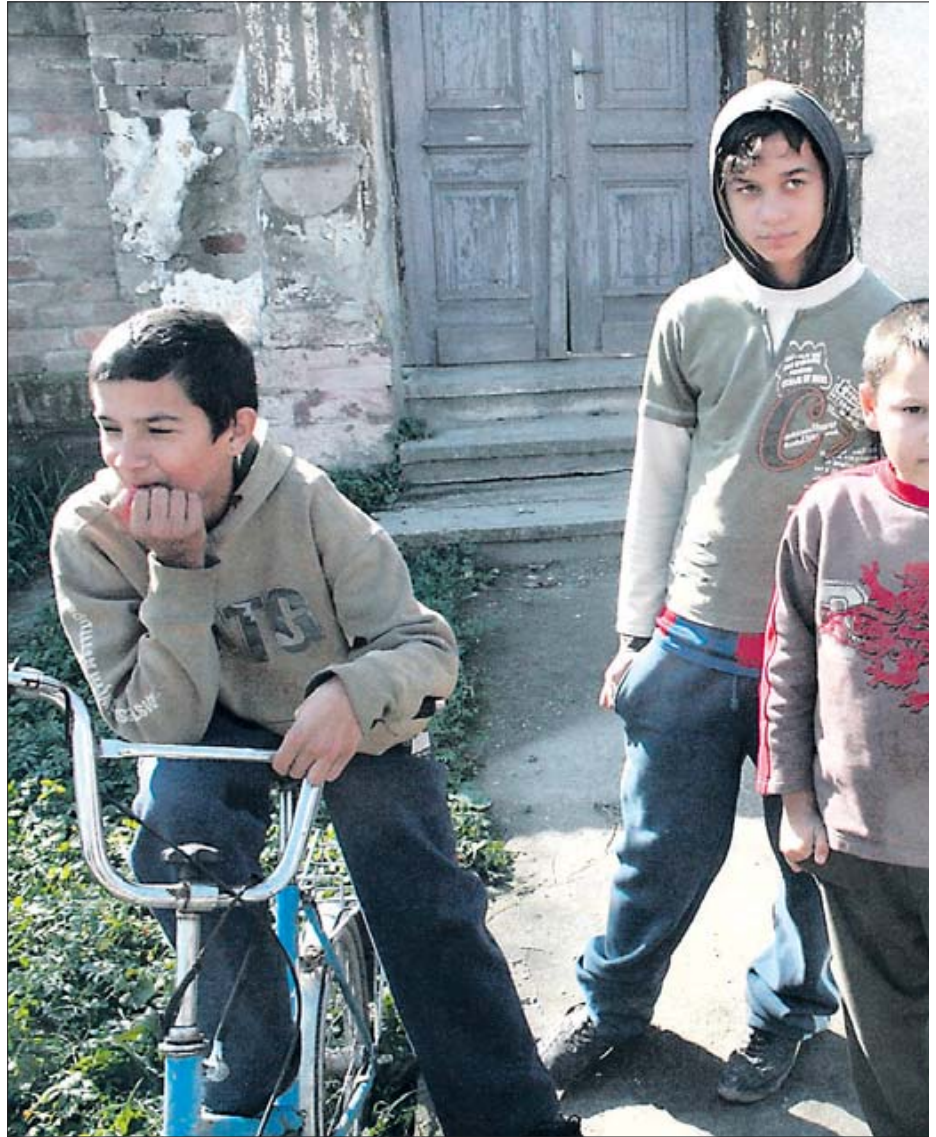
Budapest/Villány – In dieser Personalfrage hat die Katholische Kirche richtig gelegen: Pfarrer József Lankó ist als Seelsorger für das Roma-Dorf Alsószentmárton (Untersanktmartin) im äußersten Südwesten Ungarns eine gute Besetzung. Schon auf den ersten Blick ist zu erkennen, dass er die Prinzipien des Namenspatrons des Dorfes zur eigenen Lebensmaxime erklärt hat: Wie der heilige Martin, der im vierten Jahrhundert nach Christus als asketischer Bischof von Tours in Holzhütten vor der Stadtmauer wohnte, lebt Lankó in bescheidenen Verhältnissen. Von seiner kleinen Kirche rieselt außen der Putz herab, innen wirkt das Pfarrhaus provisorisch: Die Kerzenständer ragen schief vom Altar empor, in der Sakristei stapeln sich neben Hostien und Messwein Kartons mit Not-Rationen an Bohnen und Makkaroni.

Doch Lankó wirkt vergnügt. „Ich bin Zigeuner unter Priestern und Priester unter Zigeunern“, sagt er und strahlt übers ganze Gesicht.

Alle Bewohner des Ortes sind bettelarm. Um zu helfen, kam Lankó vor 30 Jahren in das Dorf – als einziger Ungar unter 1200 Roma, die hier leben. Anfangs musste der Neuling um Anerkennung kämpfen, heute ist der leutselige Geistliche in die Dorfgemeinschaft eingebunden. Dass ihm die Integration geglückt ist, liegt vor allem an seiner Berufsauffassung. Von Gott spricht er als seinem Vorgesetzten: „Wir als Kirche haben von unserem Chef nicht nur die Pflicht auferlegt bekommen, das Evangelium zu verkünden, sondern auch zu helfen.“ Anpacken kommt vor predigen bei Lankó, der oft zum unersetzlichen Helfer wird: „Wenn im Winter das Essen knapp wird, stehe ich schon mal in meiner kleinen Küche und koche für 90 Leute.“

Töpf flicker und Korbflechter, klassische Roma-Berufe, sind nicht mehr gefragt.

Der 55-Jährige ficht einen beinahe aussichtslosen Kampf: Waren die Probleme bei seinem Dienstantritt 1980 schon groß, so sind sie heute schier unüberwindlich. Alsószentmárton – wo ursprünglich auch Kroaten, Ungarn und Banatschwaben wohnten – ist seit den siebziger Jahren ein Roma-Ort. Nachdem die kommunistische Staatsführung die Kollektivierung der Landwirtschaft verordnet hatte, gaben viele der ungarischen, kroatischen und banatschwäbischen Kleinbauern ihre Höfe auf und verdingten sich in den umliegenden Städten. Die Roma blieben. Ins Elend glitt die Volksgruppe in Ungarn und in anderen mittel- und



heile Welt gar nicht weit entfernt von Alsószentmárton

Der Start in sein Leben als Weingärtner war ihm alles andere als leicht ge

Reportage

in den umliegenden Staaten. Die Roma blieben. Ins Elend glitt die Volksgruppe in Ungarn und in anderen mittel- und südosteuropäischen Ländern jedoch erst 1989 ab, dem Zeitpunkt der politischen Wende.

Sie konnten im gesellschaftlichen Umsturz am wenigsten mithalten. Ihre staatlich garantierten Arbeitsplätze verschwanden, weil viele Unternehmen pleite gingen. Und dort, wo neue Firmen entstanden, waren nur noch Ungarn gefragt, die schlecht ausgebildeten Roma hingegen nicht. Ihre klassischen Berufe als Töpfflicker, Korbflechter, Schmied oder Kräutersammler waren in der neuen Zeit noch weniger gefragt als zuvor. Allein die Musiker-Künste der Roma wurden noch geschätzt.

Das hatte Auswirkungen auf die Sozialstruktur der vielen Dörfer Ungarns, in denen nur Roma lebten. Die Arbeitslosenquote schnellte teilweise auf über 90 Prozent. Vor allem die Männer, die einst das Geld nach Haus gebracht hatten, wurden jetzt für ihre Familien zur Belastung. „Früher bedeuteten die Männer Sicherheit, heute nehmen sie ihren Familien etwas weg“, beschreibt Pfarrer Lankó das Dilemma. Die Folgen: Armut, Alkoholismus, Kriminalität und der vollkommene Rückzug in die Roma-Welt. Dabei ist die

heile Welt gar nicht weit entfernt von Alsószentmárton.

Nichts deutet im 20 Kilometer entfernten Weinort Villány auf das Elend der Roma hin: Mit seinen pittoresken Kellergassen und Buschenschenken eignet sich der Ausflugsort im Verwaltungsbezirk Baranya (Branau) als Vorlage für die Hochglanzbroschüren des ungarischen Fremdenverkehrsamtes. Die „Stadt der Trauben und Weine“, wie sie im Volksmund genannt wird, ist für ihren Rotwein bekannt, von den 3500 Einwohnern leben 600 Winzer von ihrer Hände Arbeit – und das nicht schlecht. Die deutsche Sprache ist hier geläufig. Schließlich wohnen in Wieland, so die deutsche Ortsbezeichnung, nach wie vor viele Banatschwaben. Einer ihrer Nachfahren ist der Winzer József Bock, dessen Cuvées aus Bordeaux-Reben in ganz Ungarn geschätzt werden. Der 62-Jährige ist sichtlich stolz, seinen blitzblanken Weinkeller vorzuführen, in dem etliche Spitzenweine in neuen Barriques lagern. Die Fässer gelten ihm als Beleg einer Erfolgsgeschichte: „Als ich anfing, mich intensiv mit Trauben und Wein zu beschäftigen, hätte ich niemals gedacht, dass es jemals ein solcher wirtschaftlicher Erfolg werden würde.“

Der Start in sein Leben als Weingärtner war ihm alles andere als leicht gemacht worden. Zwar stammt Bock aus einer alten Winzerfamilie, doch seine Großeltern hatten ihre Weinberge 1946 an den kommunistischen Staat abtreten müssen. Bock selbst lernte zunächst Schlosser, bevor er 1981 das Mini-Gut übernahm, das sein Vater gut zwanzig Jahre vorher vom Staat zurückgekauft hatte. Der kommerzielle Durchbruch gelang ihm erst nach der Wende. Heute produziert Bock jährlich 600 000 Flaschen Wein, von denen viele deutlich teurer als 20 Euro sind. Neben seinen Weinbergen gehört ihm ein gut besuchtes Restaurant sowie eine Pension. József Bock hat es geschafft, er ist heute einer der landesweit bekanntesten Winzerstars aus Villány.

Für ihn war der Sturz des Kommunismus ein Segen.

Anders als für die Roma.

Am wirtschaftlichen Erfolg der Branauer Winzer haben sie nur wenig Anteil. Während der Weinlese ist ihre Arbeitskraft zwar gefragt, doch die Winzer nutzen die schlechte Lage der Roma häufig aus: Mehr als 2500 bis 3000 Forint (neun bis elf Euro) sind für einen Zehn-Stunden-Tag meistens nicht drin. Andere Verdienstmöglichkeiten gibt es für die Roma kaum.

s Land

in Weinschänken und den Dörfern armer Roma. Die Hoffnung auf Besserung, doch das wird lange dauern



Das Dorf Alsószentmárton im äußersten Südwesten von Ungarn (oben): Hier leben fast ausschließlich Roma. Der Pfarrer József Lankó (unten rechts) arbeitet als Seelsorger, hilft, so gut er kann – und stellt sich, wenn das Essen knapp wird, auch schon mal selbst in die Küche. Nur wenige Kilometer entfernt, nahe der Stadt Vilány, betreibt der Winzer József Bock (unten links) ein kleines Weingut sowie ein florierendes Restaurant und eine edle Pension – und hat es zu landesweitem Ruhm gebracht. Fotos: pak

chen: „1985 waren 85 Prozent der Roma-Männer beschäftigt, 1993 waren es nur noch 15 Prozent.“ József Lankó, der gute Geist aus dem Roma-Dorf, hätte die Lage kaum anders beschrieben.

Dass sich Sekretär Balog mit Skepsis konfrontiert sieht, liegt zunächst am Phänomen „Jobbik“. Die als rechtsextrem geltende Partei, die bei der Europawahl 2009 und der ungarischen Parlamentswahl 2010 jeweils triumphierte, hetzt offen gegen die Roma. Ihr Programmpunkt „Zigeunerkriminalität“ bringt Stimmen. Damit hat die Regierungspartei Fidesz unter Premier Viktor Orbán zunächst zwar nichts zu tun. Kritiker werfen dem Fidesz allerdings vor, auf der Woge des ethnischen Hasses mit zu reiten und die Roma-Hetzer erst salonfähig gemacht zu haben. Ein neues Gesetz zur schärferen Ahndung von Kleinstdiebstählen betrachten viele Roma zudem als Affront gegen sich.

Balog bewegt sich daher in einem schwierigen Umfeld. Seine Auffassungen von der Roma-Problematik sind differenzierter als es die aufgeheizte Debatte über die Regierung Orbán suggeriert: Einerseits hält der 52-Jährige die gesellschaftliche Integration von Roma nicht für das vorrangige Ziel: „Wir leben nicht für einander, sondern nebeneinander“, erklärt er. „Ungarn hat noch kein Multi-Kulti.“ Andererseits macht er sich sogar Gedanken über eine Roma-Quote für öffentliche Projekte, um die Vorurteile gegen Roma, die manchen als arbeits-scheu und kleinkriminell gelten, aufzubrechen: „Ihre Frauenquote in Deutschland war doch auch erfolgreich“, sagt er.

Die Winzer leben gut von ihrer Arbeit: Eine Flasche kostet mehr als 20 Euro.

Der Staatssekretär denkt in kleinen Schritten. Dieser Pragmatismus mag den gewaltigen Verwerfungen geschuldet sein, denen das Land seit der Wende 1989 ausgesetzt war. An der Roma-Problematik lassen sich diese Widersprüchlichkeiten besonders gut studieren. Einerseits ist Ungarn jenes Land, in dem sechs Roma in den Jahren 2008 und 2009 kaltblütig erschossen wurden. Andererseits gibt es hier schon seit Jahren so viele Integrationsprojekte für Roma wie nirgendwo sonst in Europa. So versuchen etwa das Gandhi-Gymnasium in Pécs oder die Schulen der Kleinstadt Hódmezővásárhely den Bildungsrückstand der Roma aufzuholen.

Das Land muss Diskrepanzen bewältigen. Und ökonomische Gegensätze: Schien Ungarn nach einer einst populären Redewendung als „lustigste Baracke im sozialistischen Lager“ gut für die Marktwirtschaft gerüstet zu sein, so ist von diesem Status nur noch wenig übrig: Bei Arbeitslosigkeit, Durchschnittsgehältern oder Staatsverschuldung belegt das Land mittlerweile einen hinteren Platz unter den ehemaligen Ostblockstaaten Europas. Korruption ist nach den Erkenntnissen von Transparency International verbreiteter als im afrikanischen Botswana. Ungarn ist heute ein soziales

Reportage

Das Zementwerk im nahen Beremend beschäftigt gerade einmal zwei der 1200 Einwohner von Alsószentmárton – vieles läuft dort automatisch. Ungelernte sind kaum noch gefragt. Den Roma bleibt häufig nur die Sozialhilfe von monatlich umgerechnet 100 Euro pro Person und das Kindergeld von 57 Euro pro Kind. Eine fünfköpfige Familie muss im Monat also oft mit weniger als 400 Euro auskommen. Auch in Ungarn, wo viele Produkte nicht mehr wesentlich billiger sind als in Deutschland, ist das wenig Geld.

Von diesem kargen Leben hat Zsolt Jovanovic genug. Der Roma lungert in Siklósnagyfalu herum, einem Nachbardorf von Alsószentmárton: „Wir wollen nicht reich werden“, betont er. „Doch wir möchten mit vollem Bauch ins Bett gehen und die Kinder ordentlich einkleiden. Wir träumen auch von Arbeit, weil das gut für das Selbstbewusstsein ist. Wir möchten nur das, was man ein normales Leben nennt.“ Ungarn kann ihm eine solche Existenz nicht bieten, der Familienvater von vier Kindern hat daher Konsequenzen gezogen – er will nur noch weg: „Ich habe schon einen Arbeitsplatz auf einer englischen Hühnerfarm in Bolton. Noch dieses Jahr fange ich dort an“, sagt er voller Zuversicht.

Natürlich hat der 36-Jährige davon gehört, dass Roma aus Bulgarien und Rumänien entgegen geltendes Recht aus Frankreich ausgewiesen wurden. Doch das irritiert ihn nicht: „Dass wir unser Land verlassen müssen, ist keine Schande der Roma. Vielmehr sollten sich die Länder schämen, die ihren Landsleuten keine Heimat mehr sein wollen.“

Das sind scharfe Worte gegen den ungarischen Staat. Das lässt Zoltán Balog nicht unberührt.

Balog ist als Staatssekretär im Budapester Justizministerium für die Roma-Frage zuständig. Er weiß, dass sein Land wegen der zu Jahresbeginn übernommenen Ratspräsidentschaft unter internationaler Beobachtung steht. Nach dem Rechtsruck im Parlament im vergangenen Jahr und den Querelen um die Pressefreiheit wird Ungarn im Ausland misstrauisch beäugt. Und zudem hat sich das Land einiges vorgenommen: In der Zeit der EU-Ratspräsidentschaft will es die Roma-Frage auf die europäische Agenda setzen, schließlich geht es um die größte Minderheit in der EU mit acht bis zehn Millionen Menschen. Balog wirbt bei einem Abendessen am Budapester Donauufer daher um Vertrauen. Er kommt ohne Umschweife auf die Problematik zu spre-

München Seite 30, Bayern Seite 30
 kennnissen von Transparency International verbreiteter als im afrikanischen Botsuana. Ungarn ist heute ein gesellschaftlich zerrissenes Land: So wie wohlhabende Winzer und bettelarme Roma im Bezirk Baranya nur durch den kleinen Szársomlyó-Berg voneinander abgeschirmt werden, so trennt in Budapests Problemviertel Josefstadt lediglich die Orczy-Straße Wendegewinner und Wendeverlierer. Hausen auf der westlichen Seite der vierspurigen Verkehrsader die Armen in verfallenden Mietskasernen, so findet sich auf der östlichen Seite eine andere Welt mit adretten Stadtvillen, umgeben von gepflegten Grünflächen.

Viele der Josefstädter sind Roma. Doch wer auf der falschen Seite der Orczy-Straße wohnt, muss nicht unbedingt auch der Minderheit angehören. Nur knapp zehn Prozent der zehn Millionen Ungarn sind Roma, doch etwa dreißig Prozent leben entweder unter oder am Existenzminimum. Zoltán Balog besteht daher darauf, „Staatssekretär für gesellschaftlichen Anschluss“ genannt zu werden. Das klingt seiner Meinung nach besser.

Viktor Orbán wollte ihn „Roma-Anschlussminister“ nennen, doch da protestierte Balog: „Schließlich geht es hier nicht nur um ein ethnisches Problem.“